Viertausend Meter hoch über dem Regenwald

Mit der Cessna 172 von Alice Springs nach Papua-Neuguinea

Über dem Regenwald

Der Fly River

Über 4.000 m hoch der Mount Kegeraga

Das Tal von Mount Hagen

„Haltet den Flughafen sauber“ (Blaues Schild)

Am Geldautomaten

Die Wolken unter uns werden immer dichter. Soeben haben wir unser Ziel erreicht. Unter uns liegt eines der letzten noch weitgehend unberührten Länder der Erde, Papua-Neuguinea. Zwischen den Wolken das satte Grün scheinbar unendlicher Urwälder, dazwischen glitzert es silbern. Hier vermischen sich Wasser und Erde, Sumpfland, zu viel Wasser um dort Fuß zu fassen, zu wenig, um Boot zu fahren. Es erscheint mir unzugänglicher und lebensfeindlicher als die australischen Wüsten, die hinter uns liegen. Automatisch gleitet mein Blick über die Instrumente unserer C172RG mit der australischen Kennung VH-HTP, Kurs 015°, Flughöhen inzwischen 4.000 Fuß, alle Anzeigen liegen im grünen Bereich und der Propeller schnurrt beruhigend wie eine Nähmaschine.

Schon die Strecke die wir hinter uns gelassen haben um bis hierher zu kommen wäre schon einen eigenen Bericht wert. Ca. 1.300 nautische Meilen, in 12 Flugstunden haben wir in drei Etappen seit unserem Start in Alice Springs bis Horn Island zurückgelegt.

Jetzt fängt unser fliegerisches Abenteuer aber erst richtig an. Wir sind von Australien nach Asien geflogen. In Flugrichtung türmten sich kilometerhohe Wolkentürme und scheinen uns vor einem Weiterflug zu warnen. Bei diesem Wetter wären wir in Deutschland gar nicht erst gestartet. Wahrscheinlich wäre ich nicht einmal zum Flugplatz raus gefahren. Wir werden uns daran gewöhnen müssen. „Eine Reise in die Steinzeit“, mit diesem Slogan werben die wenigen Reiseveranstalter, die Reisen nach Papua anbieten.

Im Funk herrscht tatsächlich steinzeitliche Ruhe. Weder Daru noch Port Moresby sind erreichbar. Auch von den anderen drei mitfliegenden Flugzeugen war nichts zu hören. Heute am frühen Morgen waren wir mit vier Kleinflugzeugen, zwei Cessna 172, einer Piper Saratoga und einer Beech Bonanza in Horn Island, dem letzten Zipfel der Zivilisation auf einer kleinen australischen Insel in der Torres Straße gestartet. Die sog. „Zivilisation“ hat uns mit gefühlten 1000seitigem Formulare ausfüllen in die „Wildnis“ entlassen. Eine knappe Stunde hatte der Flug über die im dunstigen Zwielicht liegenden, tropischen Inseln und Korallenriffe in der Torres Straße bis hierher gedauert.

Immer wieder wird unser Flugzeug kräftig durchgerüttelt. Wir steigen langsam weiter. Wir sind inzwischen in 8.500 Fuß. Um unser Ziel sicher zu erreichen müssen wir bei diesen Wetterbedingungen mindestens 10.000 Fuß fliegen, bevor wir das Hochland erreichen. Dafür müssen wir unsere Cessna in der tropischen Luft ganz schön quälen. Wir bewegen uns an den Leistungsgrenzen. Unter uns schlängelt sich der bis zu elf Kilometer breite Fly River mit seinen zahllosen Seitenarmen, der sich nach rechts ins über 50 km breite Delta erweitert. Er ist einer der wenigen eindeutig zu erkennenden Wegpunkte auf unserem Weg nach Mount Hagen. Mount Hagen, benannt nach dem Landeshauptmann der deutschen Kolonie, Curt von Hagen, unser Einreiseflughafen nach Papua-Neuguinea liegt auf 5.400 Fuß Höhe umrahmt von über 13.000 Fuß hohen Bergriesen. Den Einflug durch den Talkessel haben wir in unseren beiden GPS mit zahlreichen Wegpunkten markiert. Trotzdem beschleicht uns immer wieder mal ein ungutes Gefühl. Unter uns sind in den Wolkenlöchern steile, Urwald bewachsene Täler und Flussläufe mit zahlreichen Wasserfällen zu sehen. Aber alles sieht gleich aus,

Fröhliche Marktfrauen…

auf dem Markt von Mount Hagen

Die Ware wird sauber aufgeschichtet

Wolken im Tal von Mount Hagen

Im Hintergrund der Mount Wilhelm mit 4.507m der höchste Berg Papua-Neuguineas

Unter den Wolken

Palmenstrand mit Vulkan

keine Straßen keine Siedlungen, keine eindeutigen Orientierungspunkte, nur Steilhänge, Wald und Wasser und um uns herum Bergriesen, die wir mit unserer Cessna nicht überfliegen können.

Wir müssen uns rechts des 14.327 Fuß hohen Mount Giluwe halten, dem zweithöchsten Berg Papua-Neuguineas, dessen Gipfel durch die Wolkentürme schimmern. Er ist der höchste Vulkan von Australien und Ozeanien. Wir dürfen ihm aber nicht zu nahe kommen, denn der vorgelagerte 11.368 Fuß hohe Mount Talibu liegt hinter einem sich ständig ändernden Wolkenturm verborgen. Genauso, wie der 12.746 Fuß hohe Mount Kegeraga, den wir links passieren müssen. Aber plötzlich reißt die Wolkendecke auf, unter uns sind kleine, grüne Pflanzungen zu erkennen. Der dichte Wald weicht kleinen Rodungen, die sich zunehmend an die steilen Hänge schmiegen. Vor uns öffnet sich der breite, dunkelgrüne Talkessel von Mount Hagen.

Bob Bates hat uns mit seiner Beech Baron inzwischen überholt, kreiste schon über Mount Hagen und fungierte als Funkrelais. „P2-BOB, VH-HTP please say position?“ Das war auch nötig, denn ansonsten herrschte Funkstille. „Victor Hotel Hotel Tango Papa cleared to land runway three zero“ ist die erste und einzige Verkehrsmeldung des Tages von offizieller Seite für uns.

Einen so herzlichen Empfang hatte wohl niemand erwartet. Schnell werden wir umringt von zahnlückige, vom Bethel kauen rot gefärbten, fröhlich lachenden Mündern. Die Einreise in die „Wildnis“ ist mit deutlich weniger Papieraufwand verbunden, als die Ausreise aus der „Zivilisation“. Man sieht auch großzügig darüber hinweg, dass wir nicht das vorgeschrieben Insektenspray zur Desinfektion unserer Flugzeuge mitführen. Ob hier vielleicht die Kostümierung von Hans, Gerhard, Egolf und Werner in weißem Uniformhemd mit goldenen Schulterstreifen oder der Einfluss von Bob, der jeden Beamten mit Handschlag begrüßt, eine Rolle spielt, bleibt unklar.

Daß es hier nicht immer fröhlich zugeht, wird uns dann beim Geldwechseln auf einer „ganz gewöhnlichen“ Bank eindrücklich vor Augen geführt. Vergittert und bewacht wie Fort Knox kommt man sich vor, wie in alten amerikanischen Filmen.

Aber auf dem Markt herrscht wieder die ausgelassene Fröhlichkeit. Kunterbunt und laut geht es durcheinander. Die Luft ist schwer und duftet süß-säuerlich. Jeder ist spezialisiert und hat seine Ware, seien es nun Karotten, Kartoffeln, Knoblauch, was auch immer fein säuberlich in kleinen Portionshäufchen vor sich aufgeschichtet. Lebende Hühner und Fische werden ebenfalls angeboten. Hier steckt der Tourismus noch in den Kinderschuhen, man fühlt sich noch nicht als Störenfried, sondern ist selbst eine Attraktion.

Steil windet sich die schmale Schlammpiste noch einmal 500 Meter weiter bergauf. Wie betrunken torkelt unser Kleinbus hinauf. Der Weg ist gesäumt von Holzhütten auf Stelzen, inmitten von kleinen Gärten, in denen vor allem Maniok, Bananen und Kohl angebaut werden. Die schwarzen Hausschweine laufen überall frei herum, wie Hunde finden sie abends ihren Weg nach Hause zu ihren Herren. In 2.100 Meter Höhe, mit einem herrlichen Blick in das Tal von Mount Hagen und die umliegenden Bergriesen, liegt die luxuriöse Rondon Ridge Lodge. Leider überpünktlich setzen die nachmittäglichen Tropengewitter ein. In dem Bewusstsein, dass wir hier die ersten deutschen Hobbypiloten sind, die es aus eigener Kraft hierher geschafft haben, fühlen wir uns stolz wie die Könige und machen uns über die Hausbar her. Mit John, einem Angestellten der Lodge, reden wir über das Alltagsleben in Papua, den dreistündigen Schulweg seiner Kinder, die Frauen und die Weltpolitik. John zeigt sich erstaunlich gut informiert. Ein durchschnittlicher deutscher Stammtisch wäre hier weit abgeschlagen. Noch

Hier ging Robinson an Land

Südsee Idylle

Bethel wird überall

und von jedem gekaut

Im Dorf Matakura

Der Leichenschmaus wird vorbereitet

„Sing Sing"...

überraschter bin ich, als er erzählt, dass sich bisher noch nie Gäste mit ihm über Dinge unterhalten hätten, die über seine dienstlichen Pflichten hinausgehen.

Am nächsten Tag lernen wir eine weitere Lektion im Praxisseminar „Fliegen in tropischen Hochgebirgen." Heute das „Loch der Stunde." Wir blicken von unserer Terrasse auf eine geschlossene Wolkendecke, darunter liegt der Flugplatz. Die Gipfel über uns sind in eine 7/8 Wolkendecke gehüllt. So kommen wir hier nicht raus. Aber Bob hängt schon am Telefon und holt bei seinen Angestellten die aktuellen Sichtweiten ein. „Die Wolkendecke lockert auf. Wir fahren los." Tatsächlich, als wir den Flugplatz erreichen zeigen sich erste Lücken in der unteren Wolkendecke und unser Tal ist in Flugrichtung unterhalb der oberen Wolkendecke augenscheinlich fliegbar. Es ist noch früh am Tag, aber die Dichtehöhe liegt schon bei fast 9.000 Fuß. Nach dem Start auf der 12 geht es im gemächlichen Steigflug in Richtung Bismark Range. Rechterhand erhebt sich das mächtige Massiv des Mount Wilhelm, dem mit 14.793 Fuß höchsten Berg von Papua Neu Guinea, links der Route die Schrader Range mit „lediglich" 9.334 Fuß Höhe. Wir schaffen es mit unserer C172RG auf immerhin 11.000 Fuß. Solange wir die höchsten Berge, bzw. die sie einhüllenden Wolken, rechts von uns lassen sind wir sicher. Sobald wir die Bismark Range hinter uns haben geht es auch schon in einen steilen Sinkflug. Madang unser heutiges Ziel liegt direkt am Meer, in einem Talkessel zwischen der über 12.000 Fuß hohen Finisterre Range im Süden und der nur knapp über 5.600 Fuß hohen Adelbert Range im Norden. Mit bis zu 160 Knoten Geschwindigkeit über Grund und bombiger Sicht zwischen und später unter den Wolken ist das Gegurke des Steigfluges schnell vergessen. Wir bekommen die Landerichtung 07, also fast genau auf Kurs in Richtung Meer.

Madang (früher Friedrich-Wilhelmshafen) gilt als eine der schönsten Städte im Südpazifik und ist bestimmt die schönste Stadt Papuas. Wahrzeichen der Stadt ist das 30 Meter hohe Coastwatcher Memorial. Deutschen Touristen wird ohne Erbarmen auch der alte Friedhof aus der Kolonialzeit vorgeführt. Die Bergbewohner nehmen eine tagelange beschwerliche Anreise in Kauf, um ihre Waren, Kohl, Tomaten u.ä., Produkte, die es im tropischen Tiefland nicht gibt, auf dem in der Nähe liegenden Markt feilzubieten. Die Dorfbewohner bieten dafür eine Fülle tropischer Früchte zum Kauf, die im Bergland fehlen. Die Stadt wird häufiger als Mount Hagen von Touristen besucht. Die Menschen sind daher deutlich reservierter.

In der Malolo Plantation Lodge erleben wir die Inszenierung aller gängigen Südseeklischees. Wir werden empfangen mit Blumenkränzen und frischer Kokosnuss. Im benachbarten Dorf Baldilgig bläst der Dorfälteste das Muschelhorn, bevor farbenfroh bemalte, nur mit Blättern und Federn bekleidete Tänzer und Trommler zum „Sing Sing" aufspielen. Das alles vor einem Palmen gesäumten Strand aus feinem, schwarzem Vulkansand und am Horizont erhebt sich der 2.000 Meter hohe Bilderbuch Vulkankegel der Karkar Insel. Dessen letzter Ausbruch liegt nicht einmal 30 Jahre zurück.

An der Küste liegen dicht beisammen kleine Siedlungen von Fischern und früheren Seefahrern. Jedes Dorf spricht seine eigene Sprache. Im Dorf Matakura sitzen die Frauen beisammen und bereiten das Gemüse für ein feierliches Begräbnis vor. Zwei fette, schwarze Schweine liegen an den Beinen gefesselt im Schatten unter dem Stelzenhaus bereit und harren der Dinge, die da kommen werden. Trotz des traurigen Anlasses ist die Stimmung uns gegenüber sehr freundlich. Wir werden eingeladen und im Dorf herumgeführt. Begleitet von dem lauten „Hallo" der Kinder.

…im Dorf Baldilgig

Auch die Dorfjugend schaut zu

Dieseltankstelle auf dem Land. Wer sagt denn, hier gibt es keinen Sprit?

Entlang der Küste...

...zum Vulkankegel von Manam

Der Vulkan ist zur Zeit aktiv

Über undurchdringliche Urwälder...

Diese Herzlichkeit lässt fast vergessen, dass sich die Dörfer hier vor wenigen Jahren noch bis aufs Messer bekämpften und Kopfjagd an der Tagesordnung war. 700 verschiedene Sprachen, dazu 1.000 Dialekte sind das Resultat des Einigelns der einzelnen Clans. Aus Misstrauen gegenüber dem Nachbarn wurden Geheimcodes entwickelt, die sich zu eigenen Sprachen entwickelten.

Die Gewaltbereitschaft schlummert immer noch in den Köpfen. Auf dem Weg zur Tadwadi Insel passieren wir ein kleines Grillfest, das über ein Saufgelage gerade in eine wüste Schlägerei ausartet. Es ist Samstag. Von Donnerstag bis Sonntag darf in Papua-Neuguinea kein Alkohol verkauft werden: Damit soll die öffentliche Ordnung aufrecht erhalten werden. Aber die Einzigen, die darunter zu leiden haben, sind wir, ein paar dumme Touristen, die das vorher nicht wussten. Die Einheimischen kennen den Trick und haben sich schon frühzeitig eingedeckt. Hans leidet schon an dem Entzug seiner abendlichen Malariaprophylaxe, Gin Tonic. Wir sind jetzt genau seit Donnerstag in Papua. Entschädigt wird er beim Schnorcheln an den Korallenriffen um die Insel. Man fühlt sich wie in einem Freilandaquarium. Hier wurde 1979 nicht ohne Grund der Film Robinson Crusoe mit Pierce Brosnan gedreht.

Morgens beim Briefing erhalten wir die nächste Lektion im Praxisseminar „Fliegen in Papua“. Die Landerichtung auf dem Karawari Airstrip wird vorgegeben, Runway 30. „Der Wind ist egal. Hier in Papua gehen die Winde rauf und runter, horizontale Windbewegungen könnt ihr vernachlässigen, “ erklärt Bob. „ Ach ja, im Anflug ist ein Hügel mit Bäumen. Das Bahnende führt in den Fluss. Die Bahn hat 760 Meter, leicht bergab, Vorsicht bei Nässe, das erste Drittel ist Schlamm und nicht benutzbar, erst danach kommt Gras.“ Keine Karte, nichts, die Koordinaten im GPS müssen reichen.

Wir fliegen in nordwestlicher Richtung der Küste entlang, vorbei an den idealtypischen Kegeln dreier aktiver Vulkane, die sich direkt aus dem Meer erheben. Die beiden ersten Bagbag- und Karkar Island schlummern, aber aus der knapp 6.000 Fuß hohen Manam Insel steigt permanent, schwefliger Rauch, glühende Lava brodelt im Krater. Leider sind der Rauch und die Wolken auf der Ostseite so dicht, dass eine Umrundung nicht möglich ist. Wir sinken auf 2.000 Fuß und folgen weiter der Küste. Die Mündung des Sepik ist unser Ziel. Der Sepik gehört zu den großen Flusssystemen der Welt und ist der größte Strom von Papua. Schon bald entdecken wir vor uns eine gewaltige Flussmündung, das muss der Sepik sein. Wir drehen ab und wollen dem Flusslauf folgen. Unser Ziel liegt nicht weit entfernt vom Hauptstrom an einem Nebenfluss, dem Karawari. Doch der Kompass zeigt Südkurs, das kann nicht sein. Wir müssen nach Westen. Also muss es einen noch größeren Fluss in der Nähe geben. Wenige Flugminuten weiter nördlich sehen wir ihn dann, den Sepik. Er mäandriert auf über 10 Kilometer Breite und die Überschwemmungsgebiete zu beiden Seiten reichen bis 70 Kilometer ins Land. Der Hauptlauf ist selbst aus der Luft schwer zu identifizieren. Wie soll man da mit einem Boot den Weg durch das Labyrinth finden.

Die Ufer sind erstaunlich dicht besiedelt, immer wieder Kahlschläge im Regenwald und Hütten auf Stelzen, zum Teil mitten im Wasser. Dazwischen fahren Einbäume, die Einheimischen kennen ihren Weg.

Wir überfliegen den Karawari Airstrip im Tiefflug. Michael ist mit der C172 VH-RBF schon gelandet, also sind wir hier richtig. Wir werden in unserem fliegenden Schuhkarton wieder kräftig durchgeschüttelt. Ach ja in Papua gehen die Winde rauf und runter. Am Abstellplatz werden wir von der begeisterten Dorfjugend empfangen. „Please take a picture.“ Also, alles aufstellen und gleich noch einmal in anderer Konfiguration. Alle drängen sich in den Schatten der

…zum verästelten Lauf…

…des Sepik

Die Ufer sind dicht besiedelt

Anflug auf Karawari

Wir werden wie immer freundlich empfangen

Schattenplätze sind begehrt

Krokodile, die Schöpfer des Landes, zieren die Einbäume

Blick von der Karawari Lodge

Tragflächen. Es ist schwül heiß, der Schweiß läuft in Strömen.

Der Karawari fließt träge dahin. In der senkrechten 3 Meter hohen Uferböschung sind glitschige Stufen in den Lehm gehauen. Unten dümpeln Einbäume, den Bug zieren geschnitzte Krokodilköpfe. Man verehrt hier bei vielen Stämmen das Krokodil als mächtigen Gott, den Schöpfer des Landes. Wir reisen etwas komfortabler. Ein Motorboot bringt uns in einer Viertelstunde zum Anleger der Karawari Lodge. Ein alter Jeep, bei dessen Anblick jeder deutsche TÜV-Prüfer einen Nervenzusammenbruch erleiden würde, bringt uns den Berg hinauf zur Lodge. Von Komfort kann jetzt keine Rede mehr sein. Schweißgebadet werden 13 Leute wie Sardinen auf die Ladefläche gepfercht und ordentlich durchgerüttelt.

Der Blick von der Lodge über die Weiten des Sepik Tals mit dichtem Regenwald und den Bergen im Hintergrund entschädigt für alles. Mit einem isotonischen, eiskalten South Pacific Bier gleiche ich meinen Flüssigkeits- und Mineralverlust wieder aus. Und sitze entspannt auf einem tonnenschweren, geschnitzten Stuhl, der einer traditionellen Geisterfigur nachempfunden ist.

Im Dorf auf der gegenüberliegenden Flussseite herrscht lebhaftes Treiben. Zumindest bei einem Teil der Bewohner. Sie bereiten Sago zu. Eines der Grundnahrungsmittel am Sepik. Dazu wird in einem komplizierten und zeitaufwendigen Verfahren aus dem Stamm einer Sagopalme eine Masse bereitet, die vom Fladenbrot bis zum Pudding in der „Küche“ vielfache Verwendung findet.

Der Sepik ist aus geologischer Sicht erst einen Wimpernschlag alt. Weniger als 6.000 Jahre behaupten Forscher. In dieser kurzen Zeit sind nur wenige Fische hier heimisch geworden, vor allem Welse. Der Fischreichtum des Sepik beträgt nur etwa ein Zehntel vergleichbarer tropischer Flüsse. Sodass, die Flussbewohner ihren Proteinhaushalt nur eingeschränkt aus dem Wasser decken können. Einziger vorteilhafter Nebeneffekt ist, dass so auch die menschenfressenden Salzwasserkrokodile Hunger leiden und nur sehr selten vorkommen. So kann die Dorfjugend weitgehend unbeschwert hinter unserem Boot in den Wellen tollen.

Der Rest des Dorfes sitzt träge im Schatten. Hier lebt man im Rhythmus der Tropen. Nebeneinander sieht man an den Bäumen alle Jahreszeiten gleichzeitig, die Blüte, das Fallen der Blätter, das Treiben frischer Knospen und Blätter. Man lebt von dem was die Natur ganzjährig hergibt. Es wird gegessen, wenn man Hunger hat, feste Essenszeiten gibt es nicht.

Man gewinnt den Eindruck, man erlebt eine intakte Gesellschaft die wie seit Urzeiten im Einklang mit der Natur lebt. Wie viel ist davon für uns inszeniert und was ist echt? Etwas abseits schaut ein Junge etwas missmutig aus seiner Totenkopfbemalung. Er sitzt auf einem Baumstamm neben dem „Basketballfeld“. Die Körbe sind aus rohem Holz gezimmert. Sein Gesicht sagt mehr als tausend Worte: „Hoffentlich sind die Touris bald weg und wir können endlich wieder Basketball spielen.“

Am nächstem Morgen um fünf, der Wecker klingelt. Eigentlich habe ich ja keine Lust, aber der Gedanke an die Möglichkeit einen der einzigartigen Paradiesvögel zu sehen treibt mich von der Bettdecke und unter dem Moskitonetz heraus. Der Wasserstand ist seit gestern um 1,5 Meter gefallen. Große gelbe Blüten verbreiten einen süßlichen Duft. Der Fluss erwacht. Trotz der frühen Stunde ist von überall das Lachen der Kinder zu hören. Allerdings verhält es sich mit der terrestrischen Fauna ähnlich, wie mit der aquatischen auch sie ist rar und schwer auszumachen. Nur entfernt kann ich die kleinen, schwarzen Schatten der gefiederten Freunde erkennen. Das prächtige bunte Gefieder bleibt verborgen. Aber überall Vogelstimmen, es scheint als machten die kleinsten Vögel den meisten Lärm. Übertönt werden sie vom Krähen der Hähne.

Den ganzen Tag befahren wir den Karawari und seine Nebenflüsse. Ein

undurchsichtiges Gewirr von schmalen Verästelungen, wenige Meter breiten Seitenarmen und riesigen Seen, bei denen man teilweise die Ufer aus den Augen verliert. In den Dörfern werden wir freundlich begrüßt. Die Dorfjugend spielt Fußball, keine Trikots. Wir hatten früher farbige Bänder oder spielten ohne Hemd. Hier spielen die ganz nackten gegen die behosten.

Sagobrot wird zubereitet

Das Gebiet scheint dicht besiedelt. Noch vor 30 Jahren sah man hier kein Dorf. Damals waren sie hier noch Kopfjäger und mussten sich voreinander verstecken. Erst nach Ende der Kopfjagd siedelt man direkt am Flussufer. Hier wird einem mal wieder direkt vor Augen geführt, dass man sich durch Krieg und Zwietracht auch das vermeidliche Paradies zur Hölle machen kann.

Die Dorfjugend hat wie immer Spaß

Heute hat das Versteckspiel ein Ende. Sobald unser Boot sich nähert rennt das ganze Dorf zu unserem Empfang fröhlich winkend zusammen. Das ist hauptsächlich das Werk zahlreicher christlicher Wohltäter. Protestantische Missionare haben die traditionellen Bräuche und auch die damit verbundenen Kultgebäude und -gegenstände mit eiserner Hand ausgerottet, sprich niedergebrannt. Einzig der nicht brennbare Enthauptungsstein blieb zurück. Inzwischen ist man wieder selbstbewusster. Die alten Ahnen- und Geisterhäuser werden wieder aufgebaut. Grell rote und gelbe Fassaden mit Grimassen überragen das Dorf. Auch die Schädel der Ahnen und andere Kultgegenstände werden darin aufbewahrt. Frauen haben nach wie vor keinen Zutritt. Ob sie wie früher getötet werden, wenn sie die Regel brechen sagt uns keiner.

„Hoffentlich können wir bald wieder Basketball spielen.“

Ein Dorf trägt Trauer. Viele haben sich Gesicht und Oberkörper weiß bemalt. Weiß nicht Schwarz ist hier Farbe der Trauer. Josef erwartet seinen toten Bruder, der per Boot nach tagelanger Fahrt aus dem Krankenhaus in Madang heute erwartet wird. Trotzdem werden wir auch hier freudig begrüßt. Stolz zeigt uns Josef das neueste Projekt des Dorfes, eine Eagle Wood Plantage. Aus Eagle Wood wird ein medizinisches Öl gewonnen. „1.000 Kina bezahlen sie uns für ein Kilo Holz. Das ist die wirtschaftliche Zukunft des Dorfes“, erklärt Josef stolz. 1.000 Kina fast 250 € sind wahrhaft ein stolzer Preis. Ich hoffe, dass dem Dorf auf diese natürliche Weise der Anschluss an die Neuzeit gelingt. Aber die Pflanzen sind noch ganz klein und so wird es wohl noch eine Weile dauern.

Hier spielen die behosten gegen die Nackten

Abends in der Lodge zeigt sich dann wieder das neue, selbstbewusste Gesicht Papuas eine Gruppe junger Musiker hat ihren eigenen Stil kreiert und präsentiert stolz ihren „Papua Reggae“, eine originelle Mischung aus Tradition und internationalem Rock. Die Gitarren haben ihren jahrzehntelangen Weg in den Dschungel durch dutzende Hände überstanden und jedes Museum wäre Stolz auf ihren Besitz. Die Bambustrommeln werden mit Flip Flops geschlagen, daneben traditionelle Bambusflöten, gute Laune Musik im besten Sinne, originell und unverfälscht. Die „feinen“ Damen tanzen ausgelassen, alle Füße wippen im Takt: „Welkam tru Sepik River.“ Die Vermarktung ist allerdings nach wie vor „steinzeitlich“, die CD gibt es nur in Fort Moresby.

Ein wiederaufgebautes Geisterhaus

7:00 Uhr am nächsten Morgen, Regen zieht auf. Es blitzt und donnert. Bob versucht Funkkontakt mit Tari, unserem nächsten Ziel, aufzunehmen. Der Dschungel ist erstaunlich ruhig. Die Zeit drängt. Es kann erfahrungsgemäß nur schlimmer werden. Also schnell im klapprigen Jeep zum Boot. Er schlittert und

Hier haben Frauen keinen Zutritt

Immer wieder begrüßt uns das ganze Dorf

Papua Reggae eine Eigenkration

Auftanken, diesmal dient die Tragfläche als Regenschutz

Folklore für Touristen oder echte Tradition?

Unsere Schatzkarte, Flugunterlagen für Tari

schlingert auf der nassen steilen Piste. Die Stufen zum Boot sind eine Rutschbahn. Trotz der widrigen Bedingungen belagern wieder zig Leute den Airstrip und „helfen“ beim Tanken aus den von Bob bereitgestellten Fässern. Die C172 VH-RBF startete zuerst, Startrichtung 12. Dann Egolf und ich in der VH-HTP. Die Maschine schlingert auf dem nassen Gras. Aus den Pfützen spritzt Wasser gegen die Scheiben. Bald wird hier kein Starten mehr möglich sein. Kurz nach dem Abheben fällt unsere Batterieladeanzeige aus. „Fehlfunktion oder wirklich kein Strom?“ Wir sehen das Wetter, die Wolken vor uns, den aufziehenden Regen unter uns. „Nein unter diesen Bedingungen ohne Strom, nein danke.“ Also erst einmal eine Umkehrkurve und entgegen der Startrichtung auf die Bahn 30. Laufend funken wir blind unsere Position und Absicht. Die anderen beiden Maschinen stehen Gott sei Dank noch auf der Parkposition.

Man könnte meinen Bill Gates hätte bei Cessna die Finger im Spiel. Alle Systeme aus, neu starten und alles funktioniert wie neu, also schnell los. Die Wolken werden dichter, der Regen stärker. In Tari, unserem heutigen Ziel in 5.490 Fuß in den Southern Highlands, sind die Bedingungen noch okay. Aber auch hier wird es mittags zuziehen. Diese Lektion hatten wir schon begriffen. Fliegen in Papua bedeutet fast auf die Minute pünktlich zu sein. Sofort abheben, sobald sich der morgendliche Nebel gelichtet hat und vor Mittag landen, bevor die nachmittäglichen Gewitter beginnen. Ich erinnere mich, wie man in Amazonien Regen- und Trockenzeit unterscheidet: „In der Trockenzeit regnet es jeden Tag, in der Regenzeit den ganzen Tag.“

Unsere heutige Strecke ist mit nur 82 nautischen Meilen Luftlinie die kürzeste und hätte theoretisch nur eine knappe Stunde Flugzeit erfordert. Allerdings machen uns auch hier die Berge einen Strich durch die Rechnung. Der 12.461 Fuß hohe Mount Lewardo in der Central Range liegt genau auf Kurs. Die mit einer geplanten Flughöhe von 10.000 Fuß sicher fliegbare Route ist doppelt so lang. Sicherheitshalber haben wir unsere beiden GPS mit Wegpunkten gepflastert. Unser, in Ermangelung von käuflichen Karten, selbst gemalter Routenplan in meinem Notizbuch sieht abenteuerlich aus und erinnert eher an eine Schatzkarte.

Die Wolkendecke unter uns ist inzwischen fast geschlossen. In der Ferne türmen sich wieder unsere alten Freunde, Kilometer hohe Wolkenberge, in denen man die echten Berge nur erahnen kann. Immer schön rechts halten, dann sind wir vor den höchsten Gipfeln sicher. Wir quälen unsere gute C172RG auf 12.500 Fuß. Das gibt uns zusätzliche Sicherheit und wir können früher als geplant nach Südosten ins Tagari Tal abbiegen. Wir sinken auf 10.000 Fuß, tiefer geht nicht. Was fehlt ist ein Loch in den Wolken. Wir haben Treibstoff für vier Stunden, das reicht, um bis zur Südküste durchzufliegen oder aber auch, um zurück zur Nordküste zu gelangen. Das ist beruhigend. Dann, kurz vor Tari, doch das versprochene Wolkenloch. Jetzt aber nichts wie runter. In die Hänge sind zahlreiche Wunden in das dunkle Grün des Regenwaldes geschlagen, Spuren des Goldrausches der in den achtziger Jahre seinen Höhepunkt hatte, aber bis heute andauert. Der Talboden ist übersät von kleinen Gemüsegärten und mittendrin die Landebahn 1.500 Meter Kies, knapp 5.500 Fuß hoch.

Tari selbst ist eigentlich nur das Flugfeld und eine Handvoll Gebäude. Ein beliebtes Freizeitvergnügen der Einheimischen ist der Besuch einer der zahlreichen Out-Door-Dart-Arenen. Ein Werbegag einer großen amerikanischen Brausefirma? Der Gewinner erhält eine Cola.

Unser heutiges Ziel ist die Ambua Lodge, noch einmal 500 Meter höher in den Bergen. Während der Fahrt ziehen dichte Wolken ins Tal. Wir haben es mal

In 12.500 Fuß, links vor uns in Wolken Mount Lewardo

Kahlschläge im Regenwald, Goldmine im Tagari Tal

Tropische Gärten bei Tari

Beliebtes Freizeitvergnügen in Tari, Dart werfen

Eine 30 cm große Herkulesmotte, die größte Motte der Welt

Über Hängebrücke aus Liane

wieder gerade geschafft. Hier treffen wir zum ersten Mal auf weitere Reisende. Eine Gruppe englischer Vogelliebhaber hat sich hier einquartiert. Meterlange Objektive und Ferngläser liegen herum. Die Umgebung der Lodge kann man auf zahlreichen schmalen, steilen und glitschigen Dschungelpfaden erkunden. Halsbrecherisch anmutende Hängebrücken aus Lianen führen über reißende Flüsse zu imposanten Wasserfällen. Der immer stärker werdende Regen und der modrige Treibhausgeruch sorgen für das echte Regenwaldgefühl. Aber auch hier macht sich die Tierwelt rar, kein Baumkänguru, kein Paradiesvogel, kein Kasuar. Immerhin eine 30 cm große Herkules Motte, die größte Motte der Welt, lässt sich blicken.

Am nächsten morgen um 5:45 Uhr versuchen wir erneut unser Glück. Bis über 3.000 Meter Höhe führt uns die Suche. Da plötzlich entdecken wir ihn. Hoch oben in den Baumwipfeln sitzt ein Prinzessin-Stephanie-Paradiesvogel, gut erkennbar an seinen langen Schwanzfedern. „Das ist einer der schönsten Augenblicke meines Lebens“, jubelt ein englischer Vogelliebhaber. Soweit würde ich nun nicht gehen. Mit bloßem Auge ist er kaum zu sehen. Auch mein 300mm Teleobjektiv ist was für Amateure. Erst durch die die meterlangen Teleskope der Vogelprofis erkennt man die Federpracht.

Den Rest des Tages widmen wir der Kultur der hier lebenden Huli. Sie gehörten zu den Letzten, die sich den weißen Eindringlingen und der von ihnen aufgezwungenen Verwaltung beugten. Berühmt sind die Männer für ihre prächtige Haartracht. Deshalb werden sie auch Perückenmänner genannt. Unter Aufsicht eines „Masters“ gehen die „Bachelor“ mindestens 18 Monate in „Klausur“ und durchlaufen strenge „Exerzitien“ mit rituellen Waschungen und gegenseitiger Haarpflege, bis ihre Frisur in Form kommt. Diese Prozedur wird wiederholt. Insgesamt verbringt ein „Perückenmann“ nach Erreichen der Pubertät mindestens 15 frauenlose Jahre um eine perfekte Frisur zu bekommen. Damit die kostbare Haarpracht nicht zerstört wird, schlafen sie mit dem Nacken auf einem Holzstamm und der Hinterkopf schwebt frei in der Luft. Ich bin froh, dass wir mitteleuropäische Männer mit unserem Balzgehabe nicht so weit gehen müssen. Balzgehabe ist es nämlich, das sieht man bei ihren Tänzen. Abgeschaut haben sie es von den männlichen Paradiesvögeln.

Über einen schmalen Holzsteg, erreichen wir einen engen Durchgang durch einen knapp 2 Meter hohen, zum Teil mit Bäumen und Sträuchern bewachsenen Erdwall. Im Inneren ein Garten mit zahlreichen, gut gepflegten Beeten und ein Männerhaus. Hier lebt eine Gruppe von 10 Junggesellen zusammen. Nirgendwo sonst wurde mir bisher klarer vor Augen geführt, was der Mensch sich von der Natur abgeschaut hat. Herausgeputzt wie die Paradiesvögel, grellbunt bemalt, wobei im Gesicht gelb (Ambua) dominiert, aufwendige Frisuren mit Federn besteckt, Kina Muscheln, Eberhauer tanzen sie zu monotonen Trommelschlägen. Der Schwanz aus frischen grünen Blättern über dem Po der Männer wippt wie bei den Paradiesvögeln, in dem Dokumentarfilm, der in der Ambua Lodge, vor den Augen der enthusiastischen, englischen Vogelgucker in einer Endlosschleife läuft.

Wieder betrete ich ein Dorf durch den schmalen Eingang in dem drei Meter hohen Lehmwall. Hier lebt ein ganzer Clan, also Männer und Frauen. Die Männer leben in einem separaten Männerhaus in der Nähe des Eingangs, damit sie ihn besser bewachen können. Mehrere Frauenhäuser sind in der Gartenanlage verteilt. Die Kultur der Hulis erscheint frauenfeindlich. Die Hulis glauben, dass der Kontakt mit Frauen sie schwach macht. Männer und Frauen leben daher die meiste Zeit getrennt voneinander. Die Zeit der Fleischeslust ist auf maximal 4 Tage pro Monat beschränkt. Der erste Verkehr wird bei den Hulis so lange wie möglich

zu Wasserfällen im Dschungel

Tanzende Huli-Junggesellen

Bis zu 15 Jahre braucht man…

… für eine solche Frisur

Eingang zum Dorf

Die Schweine helfen den Frauen bei der Feldarbeit

Die Einrichtung der Häuser ist spartanisch

hinausgezögert und findet erst fünf bis neun Monate nach der Hochzeit statt. Wenn es soweit ist, opfert der Mann ein Schwein zum Schutz gegen die Kontamination mit Weiblichem.

Nebenbei erledigen die Frauen aber die ganze Arbeit. Sie gehen zum Markt, versorgen natürlich die Kinder und auch die Schweine. Die Schweine sind auch beim Bestellen der Felder behilflich sind. Sie pflügen beim Fressen der Abfälle ganz nebenbei den Boden um. Der Mann ist nur Krieger. Ich frage naiv, ob das denn noch zeitgemäß sei. Aber ja bekomme ich zur Antwort, der letzte bewaffnete Konflikt liegt gerade mal 10 Jahre zurück.

Mir fällt auf, dass viele Frauen verstümmelte Finger haben. Ich frage nach, bekomme aber nur ausweichende Antworten. Nur eine Einzige antwortet. Wortgewaltig erzählt sie mir, wie sie mühevoll ein Schwein gemästet hat und ihr Mann es dann auf dem Markt verkauft und den gesamten Erlös versoffen hatte. Um ihm ihre Verachtung zu zeigen hat sie sich dann selbst den kleinen Finger abgeschnitten. Hier zeigt sich wieder der schmale Grad zwischen freundlich und aufgeschlossen und der archaischen, gewalttätigen Tradition. Wobei mir allerdings der wahre Wert der Schweine nicht ganz klar wird. Für eine Frau, wird uns erzählt, sind beispielsweise 30 Schweine als Brautpreis fällig.

Der nächste Tag soll unser letzter in Papua-Neuguinea sein. Die spektakuläre Sicht von unserer hochgelegenen Lodge zeigt uns, dass das komplette Tari Tal samt Airfield unter einer geschlossenen Wolkendecke liegt. Trotzdem besteht Bob auf frühzeitigen Aufbruch. Missmutig folge ich. Wir haben gut 300 nautische Meilen bis Horn Island, Australien vor uns. Aufgrund der kurzen Schotterpiste, der schwülen Hitze und der Platzhöhe können wir aber nicht genügend Treibstoff aufnehmen um durch zu fliegen, obwohl wir nur zu zweit, fast ohne Gepäck in einer Cessna 172 sind. Wir machen Weight&Balance aufs Gramm genau, denn von hier bis Australien gibt es weit und breit kein AVGAS. Nur in Kawito, einer 1.000 Meter langen Grasspiste mitten im Nirgendwo des Tieflands der Western Province, hierher hatte Bob per Boot ein 200 Liter Fass AVGAS transportieren lassen. Da müssen wir hin.

Wir stehen am Airfield und schauen uns um, überall Wolken. In Flugrichtung zeigen sich kleine Löcher. Werner fragt: „Ist das für euch in Ordnung?“ Ich antworte: “Okay!“ Wir starten auf der 15 und müssen sofort höher steigen als erwartet. Erst in 9.500 Fuß sind wir sicher über den Wolken. Das reicht auch für den direkten Überflug über den 8.882 Fuß hohen O´Malley Peak. Dann haben wir das Bergland eigentlich hinter uns. Wir überfliegen eine der wohl ab gelegensten und unbekanntesten Regionen der Erde. Vor uns liegt genau auf Kurs 178°, mitten im Tiefland, der 8.226 Fuß hohe Kegel des erloschenen Vulkans Basavi. Ich erinnere mich an die Schlagzeilen. Erst Anfang September hatte eine englische Expedition hier über 40 neue Tierarten entdeckt, darunter die mit 82 cm größte Ratte der Welt. Bei diesen Gedanken inspiziere ich erneut die Instrumente, horche auf das monotone, gleichmäßige Brummen des Motors.

Dann sind wir wieder über dem Tiefland. Hindernisse haben wir nun keine mehr zu befürchten. Allerdings ist die Wolkendecke unter uns bis auf einige wenige Löcher nahezu geschlossen. 30 nautische Meilen vor dem Ziel ergreifen wir die günstige Gelegenheit und stürzen uns durch ein größeres Wolkenloch nach unten auf 1.200 Fuß. In dieser Höhe belastet heftige Thermik meine Bandscheibe.

Rundherum ist alles grün. Es ist nicht zu glauben, wie viele verschiedene Grüntöne von hell bis dunkel es gibt. Selbst die zahllosen Wasserläufe schimmern grünlich. Die 1.000 Meter lange Graspiste von Kawito ist auch nur ein schmaler, hell grüner Streifen im dunklen Grün des Regenwaldes, das nahtlos ins Hellgrün des Flussufers und das Graugrün des Flusses übergeht. Wir entdecken die Bahn auch erst, als wir fast darüber sind. Das gibt uns Zeit für eine schöne Landevorbereitung. Wir fliegen der Bahn entlang und die komplette Platzrunde aus. Schön sind die baumfreien, hellgrünen, Grasbewachsenen, breiten

Sicherheitsnadeln werden als Ohrringe entfremdet

Kleiner Markstand am Straßenrand

Steile Schluchten und Regenwald, keine Möglichkeit zur Ausenlandung

Vor uns der 8.226 Fuß hohe, erloschene Vulkan Basavi

Nach dem Hochland kommt Sumpfland

Eine weit verbreitet Beschäftigung, reglos im Schatten sitzen

Überschwemmungsbereiche und die größtenteils dunkelgrünen Regenwälder zu sehen. Einzelne Bäume sind grau und blattfrei, andere blühen in den unterschiedlichsten Farben.

Am Ende der Landebahn 15 steht schon ein Fass mit AVGAS bereit. Mit der Handpumpe wird der Sprit auf alle vier Flugzeuge verteilt. Der muss jetzt bis Australien reichen. In Daru unserem nur 70 Meilen entfernten nächsten Ziel gibt es zwar Zoll aber kein AVGAS.

Daru ist eine kleine Insel südlich des Fly River Deltas. Die insgesamt 1,3 Kilometer lange Betonlandebahn ist eines der zahlreichen Überbleibsel aus dem Zweiten Weltkrieg in dieser von den Japanern hart umkämpften, wichtigen strategischen Lage. Seither ist offensichtlich auch nichts mehr passiert. Die Bahn ist nur noch zur Hälfte benutzbar. Die mitten in der Piste aufgestellten Betonklötze geben keinerlei Spielraum und bestrafen jede zu kurze Landung mit Fahrwerkentzug. Die von Bob vorab informierten Zöllner sind noch nicht da. Das gibt Gelegenheit sich etwas umzuschauen. Wir dürfen das Terminalgebäude nicht betreten. Aber auf dem Vorfeld wirbelt eine kleine Gruppe hektisch herum. „Was ist denn Los?“ „Um 15:00 Uhr landet hier eine australische Regierungsdelegation aus Canberra. Wir bereiten den Empfang vor. Willst du unser Transparent mal sehen?“ „Natürlich!“ Stolz entrollen sie ein meterlanges, handgemaltes Transparent.

Mit halbstündiger Verspätung treffen zwei Zollbeamte ein. „Ratsch Ratsch“, macht die Stempelmaschine. Ich bin aus Papua-Neuguinea ausgereist. Ich lege meine Schwimmweste an und wir überqueren erneut die Torres Strasse. Diesmal ist das Wetter besser als auf dem Hinflug. In tausend Fuß fliegen wir über türkisblaues Meer, einer endlosen Kette rosaroter Korallenriffe und immer wieder palmenbewachsene Atolle. Auf Horn Island geht es direkt in den Queranflug 14 und wir sind zurück aus Asien in Australien. Bevor wir die Zivilisation betreten dürfen, werden wir in unserem Flugzeug erst einmal desinfiziert und müssen dann einen Stapel Papiere ausfüllen. Hier verabschieden wir uns von Bob Bates. Die restlichen 1.200 nautischen Meilen zurück nach Alice Springs sind fast schon Routine.

Wir waren die wohl ersten deutschen Hobbypiloten, die Papua-Neuguinea erreichten. Bob Bates hat diese Reise erst möglich gemacht. Er ist Besitzer der Trans Niugini Tours, selbst Pilot und seit über 40 Jahren im Land. Da er seine Lodges zum Teil selbst aus der Luft versorgt, sind ihm alle Tücken bekannt. Er hat uns auf der gesamten Strecke von Horn Island aus begleitet. Über sein privates Netz bekommt er die notwendigen Wetterinformationen. Offizielle Informationen gibt es nicht. Er versorgt uns in Ermangelung von Karten mit den notwendigen Routen- und Platzinformationen. Obwohl gerade dies zu Beginn gewöhnungsbedürftig war, mit geografischen Informationen, die denen mittelalterlicher Seekarten glichen, in solch unwegsames Gelände zu fliegen. Für mich persönlich war dies neben Alaska, die bisher größte fliegerische Herausforderung.

Neben der einzigartigen Natur liegt der Reiz Papuas natürlich auch in der vielfältigen Kultur und der sagenhaften Wildheit der Bergbevölkerung. Immer wieder werden Meldungen verbreitet, dass Kannibalismus in den abgelegenen Bergregionen bis heute praktiziert wird. Abends an der Bar werden schaurige Geschichten erzählt, dass es genau hier an dieser Stelle vor gerade einmal 10 Jahren noch Menschenopfer gab. Aber der wahre „Menschenfresser“ ist unentdeckt, kommen Forscher oder gar Touristen hinzu, haben die Geister der Ahnen den Ort bereits verlassen. Dies ist die Tragik des Reisenden, der sich aufmacht nach dem vermeintlich unberührten Fleckchen Erde. Trägt man doch entscheidend dazu bei, es zu zerstören. Man ergötzt sich an den farbenfrohen

Mangrovensümpfe an der Küste

KHE

„Sing Sings“ und es bleibt ein fader Beigeschmack. Man kommt sich vor wie in einem Menschenzoo. Ein „unberührtes“ Eingeborenendorf unterscheidet sich nur scheinbar von einem Elendsviertel. Hier bestehen die Hütten aus Lehm und Blättern, dort aus Ziegeln und Wellblech. Man hat als Besucher aber ein besseres Gewissen, denn man kann sich einreden, hier pflegen sie noch ihren traditionellen Lebensstil. Ethnologen beschäftigen sich schon lange mit der Problematik des Tourismus als Fortsetzung der Kolonisierung mit anderen Mitteln. Eindeutige Lösungen gibt es nicht.

Ich erinnere mich an eine kleine Episode, die sich am Rande eines der zahlreichen Straßenmärkte abspielte. Ich werde angesprochen. Der Mann trägt ein feines Jackett, läuft aber barfuß, wie fast alle. Es ist der Dorfschullehrer. Wir unterhalten uns kurz. Zum Abschied reicht er mir noch einmal seine schwielige Hand durchs Autofenster „Thank you for visting Papua New Guinea.“

Mehr gibt es hier:
www.fliegermagazin.de/galerie/detail.php?objectID=3648&class=63
www.karlheinzemmerich.de
www.lfv-mainz.com/cms/upload/pdf/FlugNachPapua.pdf
http://www.bestager.org/index.php?id=246&no